wußten die Soldaten recht gut und verrichteten drum ihren Dienst nur mit jener Lässigkeit, die immer im Gefolge des Bewußtseins: „es gelte nicht ernst" einhergeht. Diese Lässigkeit förderte noch eine unfreundliche, in Regengüssen und Schneegestöber wechselnde Aprilwitterung, die keineswegs zum Grenzdienst im Freien einlud. Da aber die Zeit doch hingebracht werden mußte, so saßen die Soldaten um so eifriger im Wirtshause, Kriegspläne für die Zukunft entwerfend, politisierend, zechend, spielend, und überall war mithelfend der Kleinhänsel vom Oberbühl dabei.

Eines Tages sollte vom Tal herüber die Bataillonsmusik ins Dorf kommen, um auch der hier liegenden Abteilung mit ihren muntern Klängen einige Stunden zu verkürzen. Schon am frühen Vormittag war Hänsel mit der Hauptmacht der Oberbühler Besatzung ins Dorf hinuntergezogen, und es waren nur drei Mann zum Postendienste zurückgeblieben. Aber nach dem Mittagessen gingen von diesen dreien zwei weitere fort, und am Spätnachmittage kam der letzte, der etwa eine halbe Stunde lang der Grenze nach hingegangen, ebenfalls in die Stube, wo die Oberbühlerin und Breneli beisammensaßen. „Ich weiß nicht, was ich einzig da draußen tun sollte," sagte der Mann; „die Luzerner drüben sind bei dem Wetter so froh als wir hier, im Trocknen bleiben zu können, und überhaupt ist das alles eine unnütze Menschenplagerei. Ich will einmal nachsehen, was die Kameraden treiben." Damit zog er den Kaput aus, hing Gewehr und Patronentasche an die Wand, setzte statt des schweren Tschakos die leichte Policemütze schief aufs Ohr und ging den Weg, den die andern gegangen waren. Als Breneli mit einbrechendem Abend sich auf den Heimweg begab, erfuhr Roseli erst, daß mit Ausnahme einer einzigen Magd das ganze Gesinde sich gleichfalls ins Dorf hinunter gemacht hatte.

Die einsame junge Frau setzte sich wieder in die bereits dunkelnde Stube und suchte den Mißmut über den Leichtsinn ihrer Leute in der Erinnerung an das Gespräch mit Breneli zu verscheuchen. Die Schwester hatte ihre Hoffnung noch immer nicht aufgegeben daß der Bruder heimkommen werde, und ihre Gründe hierfür waren sehr verständiger Art. „Die Berichte, welche gerade nach dem Unglücke der Freischaren von hier abgegangen sind," sagte Breneli, „waren so schlimm, daß außer Landes jedermann den Ausbruch eines großen Krieges erwarten mußte, und auch der Vater hat in solchem Sinne an Gottlieb geschrieben. Wenn sie nun in Afrika drinnen sogleich nach Empfang dieser Nachrichten aufgebrochen sind, so müssen sie jetzt auf der Reise sein; sind sie aber einmal unterwegs, so kehren sie gewiß auch nicht wieder um, ohne nachzusehen, wie es bei uns steht, selbst wenn sie inzwischen friedlichere Nachrichten vernommen haben sollten."

Roseli konnte dieser Ansicht nicht unrecht geben, und schon hingen sich daran wieder die vielbewegten Träume, dunkel in ihrem Grunde, aber auch von lieblichen Bildern durchsponnen. Die Einsame schloß die Augen, um diese Träume ungestört an ihrem innern Blicke vorüberziehen zu lassen, als sich der Tür eilige Schritte nahten und mit laut keuchender Hast die alte Kathrine in die Stube trat. „Um aller Heiligen willen," rief sie atemlos, „es ist so, es ist so; nun möge die heilige Jungfrau den Oberbühl in ihre Obhut nehmen." Roseli erschrak; es ahnte, daß Kathrine eine schlimme Botschaft bringen werde; aber eine gute Weile verstrich, bis es dieselbe aus der atemlosen, geängstigten Alten herauszubringen vermochte.

Drüben auf den Hüfen war ausgekundschaftet worden, daß der letzte Mann vom Oberbühl zur Lustbarkeit ins Dorf hinunter gegangen, und sogleich hatte sich ein Haufe unnützen Volkes zusammen getan, um den unbeschützten Hof zu überfallen und so den Kleinhänsel für die giftigen Reden zu strafen, welche er von jeher gegen die Luzerner Nachbarn geführt hatte.

„Ich weiß zwar wohl," rief Kathrine zwischen Zorn und Jammer aus, „daß es den Menschen mehr ums Stehlen zu tun ist; denn es sind lauter unnütze Schnapsbrüder dabei, und wenn sie nur einen einzigen Soldaten vor dem Hause sähen, so würden sie wieder davon laufen. Aber jetzt ist's zu spät, sie kommen mir auf dem Fuße nach, und der Himmel allein kann Hilfe bringen."

Während Kathrine nach diesem Berichte anfing, den Rosenkranz eifrig durch ihre alten Finger gleiten zu lassen, stand Roseli eine kleine Weile schweigend und bewegungslos; dann aber rief es der Magd und befahl ihr, schleunigst ins Dorf hinunter zu eilen, um Hilfe herbei zu holen. Die Alte ermahnte es, sich ruhig zu verhalten, und unter dieser Mahnung schlüpfte es in den Kaput, der an der Wand hing, warf die Patrontasche über, setzte den Tschako auf die braunen Haarflechten und schritt, das Gewehr ergreifend, festen Fußes zur Stube hinaus. Draußen vor dem Garten stellte es sich an einen Baumstamm, von wo es die Gegend und den Weg nach dem Walde am besten überschauen konnte. Die Dunkelheit war unterdessen völlig angebrochen; aber zwischen den schwer dahin ziehenden Wolken ließ der Mond da und dort einen scharfbegrenzten Lichtstreifen auf die Erde niederfallen. Und richtig, dort von der Hecke schlichen schon vorsichtig, aber eilig einige Gestalten über die erhellte Wiesenfläche heran. Einen Augenblick fühlte Roseli einen kalten Schauer durch seine Glieder gehen; dann aber hob es das Gewehr in die Höhe und rief mit fester Stimme ein „Halt — Werda!" in die Nacht hinaus. Drüben schienen die Gestalten zu stutzen, doch sofort fuhr neben dem Baume ein Blitz auf, und das Echo trug den Knall eines scharfen Schusses zwiefach vom Walde ins Tal hinab.

Während die Gestalten auf der Wiese sich verworren durcheinander bewegten, offenbar ungewiß, ob sie vorwärts gehen sollten, stieß die unerschrockene Schützin schon eine frische Ladung in den Lauf ihres Gewehres. Mit fester Hand nahm sie dasselbe auf, um den Schrecken des ersten Schusses durch einen zweiten zu verstärken, als neben dem Hause her ein gellender Laut, wie der Ruf eines Jagdhornes, erscholl und am Gartenzaune herauf mit fliegenden Schritten ein Mann herangesprungen kam. Roseli sah, wie auf den Hornruf die unheimlichen Gesellen dort drüben davon stoben; aber diesmal bebten seine Lippen doch, als es auch dem Ankömmling sein „Werda" entgegenrief. Einen Augenblick blieb der Mann stehen, bevor er mit ebenfalls bebender Stimme ausrief: „Heiliger Gott, du bist es, Roseli!" Die Oberbühlerin schauderte zusammen, und das Gewehr entfank ihrer Hand. Diese Stimme würde sie noch erkannt haben, wenn ihr Ohr schon halb vom Tode geschlossen gewesen wäre. „Gottlieb!" drang es unwillkürlich und tonlos über ihre Lippen.

Roseli gewann zuerst seine Fassung wieder. „O Gott," sagte es aufatmend, „ich weiß nicht, wie mir's werden will, ich vermag mich nicht mehr auf den Füßen zu halten."

„Komm," erwiderte er, die Gestalt mit dem Arme stützend und das Gewehr vom Boden aufhebend, „wir wollen hineingehen; Gefahr ist keine mehr, und dann müssen sie das Schießen drunten im Dorfe wohl auch gehört haben."

Mit schwindelnden Sinnen folgte Roseli dieser Führung; aber als sie vor dem Fenster hinabschritten und von drinnen der Schein eines angezündeten Lichtes herausfiel, mußte Gottlieb stehen bleiben und, zwischen Wehmut und unwiderstehlicher Heiterkeit seine Begleiterin betrachtend, ausrufen: „Aber daß wir uns beide in der Uniform wiedersehen sollten, das hätt' ich doch wahrlich keinem Propheten der ganzen Welt geglaubt, Roseli!" Auch die junge Frau mußte lächeln, als sie vor sich niederblickte, und lenkte dann einer kleinen Bank zu, die unter dem Schirme des vorspringenden Daches stand.

Hier begann Roseli seine seltsame Rüstung schweigend niederzulegen. Es war noch die nämliche Bank, auf der die Tochter vom Oberbühl einst neben dem kleinen Vetter gesessen, als der junge Niederbühler von der Instruktion heimkehrte. Doch solchen Erinnerungen nachzuhängen war jetzt keine Zeit. Kaum hatte Gottlieb in flüchtigen Worten erzählt, wie er, diesen Nachmittag mit dem Obersten in der Stadt angekommen, sich sogleich auf den Heimweg begeben habe und wie ihm drunten am Bühle die ausgeschickte Magd mit dem Schreckensberichte des drohenden Ueberfalles begegnet sei, als sich den Weg herauf schon eilige Schritte und laute Stimmen vernehmen ließen. Es waren Soldaten, welche, durch die Schüsse und das geängstigte Mädchen an ihre Pflichten gemahnt, dahereilten. Ihr Gewissen mochte noch lauter sprechen, als sie den Fremden in Uniform erblickten, und bereitwillig, ohne Gegenfrage, mit welchem Rechte es geschehe, leisteten sie den kurzen Anordnungen Folge, die er zu treffen für gut fand.

Erst als dies geschehen, fragte Gottlieb, nicht ohne Verlegenheit und Widerstreben, nach dem Oberbühler. Die Knechte, die ebenfalls mit den Soldaten gekommen, verwunderten sich, daß er nicht da sei; als aber Roseli bemerkte, wie sie einander betroffen ansahen und nicht recht mit der Sprache herausrücken wollten, schickte es sie wieder fort, den Mann aufzusuchen. Daß er schwer betrunken sein werde, konnte es sich wohl vorstellen, und es wurde von einer brennenden Scham erfüllt, daß Gottlieb ihn schon in der ersten Stunde in diesem Zustande sehen sollte. Ob dieser die Empfindungen der armen Frau ahnte, oder ob sie ihre scheue Unruhe nicht hinlänglich verbergen mochte, er sagte bald darauf, da nun jede Gefahr vorüber sei, wolle er nach Hause gehen, um die Seinigen zu begrüßen. Aber kaum hatte er das Ende des Oberbühlweges erreicht, als ihm einer der ausgeschickten Knechte, atemlos wieder zurückkehrend, mit der Kunde begegnete, sie hätten den Oberbühler drunten auf der Straße tot aufgefunden.

Es gibt in jedem Menschenleben Tage und Stunden, in denen sich entscheidendere Ereignisse zusammendrängen, als sonst im Laufe langer Jahre vorzufallen pflegen, und so mußte auch die Stunde der Heimkehr Gottliebs der Todestag seines Nebenbuhlers um den Besitz Roselis werden. In seinem trunkenen Uebermute hatte der Oberbühler Kleinhänsel im Wirtshause ein ganzes Faß Wein auf den Tisch stellen lassen, um seine Quartierleute, die hergekommenen Musikanten und jeden anderen, der Lust dazu hatte, in seiner prahlerischen Weise zu bewirten. Als die Musik nach eingebrochener Nacht von dannen zog, war das Faß bis auf die Neige geleert, aber auch der Oberbühler nicht mehr imstande, auf eigenen Füßen mit seinen Leuten heimzukehren. Diese schlugen, ebenfalls in tollem Uebermute, dem leeren Fasse den Boden aus, setzten den hilflosen Betrunkenen darein und stellten dasselbe auf einen kleinen Handwagen. So zogen sie ihn lärmend und jubelnd zum Dorfe hinaus. Als sie aber die Schüsse vom Oberbühl herunter knallen hörten und das hilfesuchende Mädchen sie antraf, ließen die Soldaten den Wagen stehen und eilten mit den Knechten dem bedrohten Hofe zu. Sie mochten wohl denken, wenn sie überhaupt in der Verwirrung so weit dachten, der Oberbühler werde sich schon selbst zu helfen wissen; aber sei es nun, daß die Nachricht von dem Ueberfalle doch mit kaltem Schrecken durch die trunkenen Sinne in sein Blut gefahren, oder sei es, daß seine Lebenskraft überhaupt durch die Aufregung des Trunkes und der letzten Ereignisse erschöpft war, genug, als ihn die Knechte fanden, hatte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht.

Die junge Witwe legte sich eine lange Trauerzeit auf, um die Irrtümer abzubüßen, die sie aus einer seltsamen Mischung von entsagendem Starkmute und angeborener Schwachheit des Frauenherzens begangen hatte. Sie reichte dem jungen Niederbühler erst die Hand, nachdem dieser den bedauerlichen Bruderkampf hatte auskämpfen helfen, aus welchem dem Vaterlande erneute Eintracht und erneutes Glück erblühen sollten. Aber nicht nur ruhig, sondern mit mütterlichem Stolze sah sie dem Tage entgegen, wo ihre zwei Söhne, die getreuen Ebenbilder des Vaters, zum ersten Male das ihr einst so verhaßte Kleid anziehen sollten, welches ihr Mann in der Fremde wie in der Heimat mit Ehren getragen hatte.

Heidenmission und Diaspora.

Diaspora und Heidenmission im Kloster Marienberg.

Ein silbernes Fünfzigpfennigstück von Grimlinghausen; eine Medaille von Neuß; 2 silberne Fünfzigpfennigstücke von Neuß; 50 Mk. für den Bonifatiusverein; 2 goldene Kreuzchen; 2 goldene Ringe; 1 Brosche; ungenannt von Neußerfurth ein goldenes Kreuzchen für eine Monstranz und ein Ring; ungenannt von Neuß Geld für eine Anzahl Heidenkinder.

Für den Bonifatiusverein aus Braunsfeld 3 Mk.; aus Lövenich ein goldener Ring.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 30. Sonntag, 23. Juli. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 23. Juli: Apollinaris.
Montag, den 24. Juli: Christina.
Dienstag, den 25. Juli: Jakobus.
Mittwoch, den 26. Juli: Anna.
Donnerstag, den 27. Juli: Pantaleon.
Freitag, den 28. Juli: Viktor.
Samstag, den 29. Juli: Martha.

Sonntagslesung.

Die falschen Propheten. Es hat vielleicht niemals in der Kirche Gottes eine Zeit gegeben, in der so viele falsche Propheten sich an ihre Gläubigen herandrängen, um sie für ihre Gedanken und Bestrebungen zu gewinnen, wie heute. Adventisten, Theosophen, Spiritisten, Okkultisten, und wie sie alle heißen. Neue Messiasse, die eine neue Religion verkünden und der armen Menschheit Glück verheißen, treten auf und halten Vorträge und Reden, und die neugierige Menge füllt die Säle und horcht stundenlang, wie einem Ausrufer auf der Straße zu, wie sie ihre Waren anpreisen. Wie mag das doch sein, daß auch unter Katholiken sich so manche finden, die sich von diesen Dingen gefangen nehmen lassen? Befriedigt sie denn unsere hl. Religion nicht mehr? Möglich, aber warum? Weil ihnen die Lehren und Grundsätze der hl. Religion nicht mehr gefallen? Kaum, denn die sind so edel und schön, daß jeder Edeldenkende zu ihnen sich hingezogen fühlen muß. Ob es nicht vielmehr daran liegt, weil sie so viele Katholiken um sich sehen, die mit dem Sagen von „Herr, Herr" meinen ins Himmelreich zu kommen, aber in ihrem täglichen Leben, was Liebe, Güte, Wohlwollen, Gerechtigkeit anlangt, nicht den Willen Gottes tun? Es ist nun einmal so, wir alle wünschen gute Beispiele um uns zu sehen. Das gute Beispiel macht die Lehre selbst, durch deren treue Befolgung man eben das gute Beispiel gibt, einem anderen wahr, lieb und erstrebenswert. Die bösen Zeiten kommen oft weniger von den wirklich schlechten Menschen, sondern daher, daß die Gutseinsollenden versäumt haben, die Zeiten zu verbessern. — An den Früchten will man die Wahrheit einer Lehre erkennen.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXIX.

Bildung des Willens.

Unsere Seele ist geistiger Natur. Sie belebt zwar den Körper, beherrscht ihn und, weil sie mit dem Leibe zu einem Wesen verbunden ist, ist sie auch durch die dem Menschen eigentümlichen geistigen und sinnlichen Fähigkeiten die Vollzieherin der menschlichen Lebensbetätigung. Aber die Seele hat nichts Materielles, Körperliches an sich. Sie ist geistig und aus dieser geistigen Natur fließen zwei geistige Vermögen, welche die Grundkräfte der Seele bilden, Verstand und Wille. Wie man diese beiden entwickeln, bilden, vervollkommnen kann, haben wir in einer Reihe von Artikeln gesehen.

Da nun der Mensch aus Leib und Seele besteht, also einer geistigen und materiellen Welt angehört, so hat er auch ein zweifaches Erkenntnis- und Strebevermögen. Seine geistige Natur verlangt nach Erkenntnis der Wahrheit, und zwar nach einer Wahrheit, die hinter den äußeren Erscheinungen und deren durch die Sinne vermittelten Wahrnehmung liegt. Der Geist will den Grund der Dinge, ihren Zusammenhang, die Gesetze, von denen die Welt beherrscht wird, erkennen, das sinnliche Erkenntnisvermögen aber hat es bloß mit dem zu tun, was ihm die äußeren Sinne zur Wahrnehmung darbieten: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl.

So ist es auch mit dem sogenannten Strebevermögen, dessen höheren geistigen Trieb wir Wille nennen. Der Wille wertet die Gegenstände nach der geistigen Seite. Das gilt auch für die sinnfälligen Dinge. Während das nach ihnen verlangende niedere in den Sinnen ruhende Verlangen sie nach ihrem lustbringenden Empfinden wertet, werden sie vom Willen unter dem allgemeinen Gesichtspunkt des Guten, Schönen, Wahren, des Wertvollen, dem Wohle Förderlichen geschätzt und erstrebt.

Das sinnliche, niedere Strebvermögen, das wir ja auch in richtig verstandenem Sinne ein Wollen nennen können, hat Dinge und Güter im Auge, die den Sinnen behagen. Die leiblichen Fähigkeiten stehen in seinem Dienste. Nun ist aber dieses sinnliche Begehrungsvermögen, weil es auch wie alle freie menschliche Tätigkeit durch den sich im Gewissen kundgebenden göttlichen Willen geregelt sein muß, in Bezug auf Bildung und Beherrschung für das sittliche Leben von der größten Bedeutung.

Wir müssen nun in dieser Beziehung uns zunächst mit drei Fragen beschäftigen: 1. Was fällt unter den Begriff des sinnlichen Begehrens- oder Strebevermögens? 2. Weshalb sollen wir uns dessen Bildung angedeihen sein lassen? und 3. wie kann diese Bildung bewerkstelligt werden?

Der Gegenstand des sinnlichen Strebe- oder Begehrungsvermögens sind, wie gesagt, durch die Sinne wahrgenommene und als ein Angenehmes empfundene sinnliche Güter, oder die Abwehr solcher Dinge, die für das sinnliche Empfinden nichts Angenehmes, nichts Lustbringendes haben. Die neuere Wissenschaft hat nun herausgestellt, daß, wenn es uns auch scheint, es läge in den äußeren Sinnen, Augen, Ohren, Nase, Mund, Händen, Füßen die Ursache dieses unseres sinnlichen Verlangens und Strebens, doch das eigentliche Zentralorgan für dieses ganze Strebevermögen das Gehirn sei. Dieses ist durch seine von ihm, wie von ihrem Knotenpunkt und Zentrum ausgehenden, durch den ganzen Körper ausstrahlenden Nervenfasern zugleich wieder das Becken, in dem alle Empfindungen sich sammeln. Aehnlich wie das Meer, dem die Strahlen der Sonne die Wasser entnehmen, die aber dann in Bächen und Flüssen wieder zu ihm zurückkehren, nachdem sie überall auf dem Erdball ihre Wirksamkeit, segnend oder verderbend, ausgeübt haben. Die Tätigkeit des Gehirns zieht alle Organe, vor allem aber eines in Mitleidenschaft, das Herz.

Wie viel man nun auch über dieses sinnliche Begehrungsvermögen und seine Tätigkeit untersucht und geforscht hat, es bleibt doch noch immer der „dunkle Erdteil" unseres Wesens. Es ist nicht eine einfache geistige Kraft, wie der Wille, mit dem freien Wohlvermögen, zu wollen, oder nicht zu wollen, dieses oder etwas anderes zu wollen, sondern ein vielfach verflochtener, schwer entwirrbarer Verband von verschiedenen Kräften und Strebungen.

Es ist das Reich und die „Macht der dunklen Gefühle", in denen die Anlagen zu den größten Heldentaten, aber auch zu den schwersten Verbrechen liegen. Es ist das sogenannte Triebleben und hat Aehnlichkeit mit den tierischen Instinkten. Wir nennen diese Triebe auch wohl „Sinn" oder Gefühl, was so viel heißt als Empfänglichkeit, Verständnis, Neigung und Liebe zu etwas. Wir reden von dem Triebe der Selbsterhaltung, der Fortpflanzung,

der Nachahmung. All diese Triebe liegen keimartig in unserer geistig-sinnlichen Natur und sind der Ausbildung zum Guten, wie der Mißbildung zum Bösen fähig. Wir finden Menschen mit einem ausgesprochenen Gerechtigkeitssinn, aber auch solche, die nichts liegen lassen können, finden einen Trieb zum Wahrheitslieben, aber auch einen zum Lügen.

Litaneien.

Freitags in der Woche, wo ich in der Stadt Verpflichtungen habe, besuche ich in der Regel zwei gute alte Freunde und trinke bei ihnen eine Tasse Tee. Da wir alle drei uns um die leidige Politik nur insoweit kümmern, als unbedingt notwendig ist, so dreht sich gewöhnlich die Unterhaltung um das religiös-kirchliche Leben und alles, was damit zusammenhängt. Wenn den Beiden, die fleißige Kirchenbesucher sind, in der Woche etwas auftaucht, was sie interessiert, und was sie gern besprochen wissen möchten, so wird die Frage in ein kleines Büchlein notiert, und wenn ich dann komme, sagt der jüngere zu seinem Bruder: „Wilhelm, wir wollten ja den Rektor auch etwas fragen: Nimm das Büchelchen."

Es kommt aber auch vor, daß ich selbst über irgend etwas, was mir gerade beim Studium vor Augen gekommen, und wovon ich weiß, daß es ihr Interesse erregt, aufs Tapet bringe, und so sollte es heute eine Unterhaltung über eine beliebte und bekannte Gebetsart sein, die ich hier für unsere Leser in Form einer Belehrung wiedergebe.

Zu den beliebtesten Gebeten des katholischen Volkes gehören die sogenannten Litaneien. Litanei ist ein griechisches Wort und bedeutet so viel, wie Wechselbittgebet. Die Litaneien bestehen aus einer Anzahl kurzer Bitten: aus Anrufungen, die gewöhnlich von einem Vorbeter gesprochen, und von der mitbetenden Gemeinde mit kurzen Bittformen beantwortet werden. Die Anfänge dieser Gebetsart reichen ins Urchristentum zurück.

In der Hauptsache ist jede Litanei ein Bittgebet, wie dieses schon das „Erbarme dich unser" und das „Bitte für uns" dartun. Durch die häufige Wiederholung weist uns die Kirche auf die Innigkeit und das große Verlangen hin, mit dem wir unsere Bitten vortragen sollen. Wer in großer Not ist, klagt nicht in langer Rede sein Leid, sondern ruft kurz um Hilfe. „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner", sprach der Blinde von Jericho, „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde", riefen die Jünger beim Seesturm.

Die häufigen Wiederholungen ermahnen uns auch an die Tugend der Beharrlichkeit, zu der uns der göttliche Heiland so manchmal im Evangelium auffordert. Wie der Freund mitten in der Nacht aufsteht, um dem mit seinen Bitten nicht aufhörenden Freunde den Willen zu tun, und wie der göttliche Heiland dem Ungestüm des Kananaeischen Weibes, das immer wieder den göttlichen Heiland anfleht, zuletzt nachgibt, so sollen auch wir in den Litaneien immer wieder unsere Bitten wiederholen, um desto eher Erhörung zu finden.

Die Litaneien zeigen uns auch, was wir erbitten sollen. Bald flehen wir nach Anleitung der Kirche um Schutz gegen die Nachstellungen des bösen Feindes, bald um Befreiung von der Sünde, bald um Abwendung von Pest, Hunger und Krieg: mit einem Worte: alle Anliegen des Leibes und der Seele dürfen wir anbringen, in allem uns Hilfe suchend an Gott und seine Heiligen wenden.

Auf eines aber werden wir bei den Litaneien aufmerksam gemacht. Jeder darf bitten, aber er soll nicht ausschließlich an seine Person denken, sondern die Anliegen seiner Mitmenschen mit vortragen. Es heißt ja nicht „Erbarme dich meiner", „Bitte für mich", sondern „Erbarme dich unser", „Bitte für uns". Nur derjenige, der in wahrer Nächstenliebe aller Menschen gedenkt und für alle betet, darf auf Erhörung rechnen.

Endlich ist jede Litanei auch ein Lobgebet. Während ich das eigene Unvermögen anerkenne und mich nach fremder Hilfe umsehe, preise ich zugleich die Macht des Angeflehten. Somit enthalten die Litaneien einen Lobhymnus entweder auf die Allmacht Gottes, oder die mächtige Fürbitte seiner Heiligen. So oft ich also eine Litanei bete, erfülle ich die Aufforderung des Psalmisten: „Preiset den Herrn, denn er ist gütig", oder „Lobet den Herrn in seinen Heiligen."

Seit Ende des Mittelalters zeigte sich eine solche Ueberproduktion an Litaneien, daß Papst Klemens VIII. 1601 dagegen eintrat. Die einzigen von der Kirche approbierten Litaneien sind: die Allerheiligenlitanei, die ins christliche Altertum zurückreicht, die beliebte Lauretanische Litanei, die in Deutschland so beliebte Litanei vom Namen Jesu und die letzte, die Herz Jesulitanei.

Weisheit in der Elektrischen.

Aus einem großen Saale drängt sich die Damenwelt. Ein berühmter geistlicher Redner hat dort über moderne Frauenfragen gesprochen. Das weibliche Publikum scheint, so schließe ich aus der lebhaften feurigen Unterhaltung vor der Türe und auf dem Vorplatz, ganz begeistert zu sein.

Zwei der Besucherinnen, achtzehn- und zwanzigjährige, steigen mit mir in die Elektrische ein und setzen sich in meiner Nähe einandergegenüber. Die eine, die jüngere, schlägt die Beine übereinander, daß der gepreßte kleine Fuß mit der Lanzettform des Schuhes und die durchlochten Strümpfe sichtbar werden, zieht den Halspelz etwas höher hinauf und die Deckelmütze etwas tiefer herunter, so daß sie ausschaut, wie ein junger Spatz, der das Köpfchen aus dem Neste steckt. Die Unterhaltung beginnt.

Ich kümmere mich sonst nicht viel um das Gerede in der Elektrischen. Es ist vielfach zu prosaisch und persönlich, als daß ich denken könnte, es fiele etwas für mich selbst oder für's Blättchen ab. Aber wenn junge Damen reden, kommt gewöhnlich etwas dabei heraus.

„Nun, Erna", hub die eine, die ältere an, „was sagst du zu dem Vortrag? Wunderbar, nicht wahr? Großartig! Auch Frau B. war ganz entzückt; sie meinte gar, sein Vortrag habe nach Inhalt und Form gegen früher noch gewonnen. Jedenfalls habe der Pater wieder tiefe Gedanken entwickelt."

„Was sagst du da, Frieda?" bemerkte lachend die andere, „das nennst du großartig? Das nennt ihr tief? Jawohl tief, aber in einem anderen Sinne. Die ganze Rede stand meines Erachtens doch wahrhaftig auf einem tiefen Niveau, die hätte der Pater auch vor Dienstmädchen halten können. Ich hatte nur Spaß an der Alten, weißt du, der bekannten X., die sich immer schon früher für den Herrn interessierte. Wie leuchteten der die Augen während der ganzen Rede, und wie schaute sie triumphierend herum, als wollte sie uns allen sagen: „Seht, da habe ich euch den Löwen des Tages gebracht."

„Weißt du," fuhr sie fort, „der Herr wird alt und sein früherer Ruhm ist verblichen, seitdem uns jetzt in Pater N. ein neuer Stern aufgegangen ist. Ja, das ist mein Mann. Welch eine Figur, eine Haltung, ein klassischer Dantekopf, welche Stimme, welch ein Leuchten der seelenvollen Augen, welch feine Hände und elegante Gesten! Und erst, was er sagt, das hebt einen doch in die Höhe und bewegt sich in Bahnen, wo nicht die Herdenmenschen, sondern auch einmal die Gebildeten zu ihrem Recht kommen."

„Uebrigens ist es mit den Rednern und dem Reden eine eigene Sache. Dem einen gefallen sie, dem andern nicht. Neulich war ich in einer Versammlung, in der ein berühmter Universitätsprofessor eine politische Rede hielt. Ich kann dir sagen, es war alles Quatsch, lauter Phrasen, aber das Publikum hat Beifall geklatscht, wie toll. Ich habe allerdings meine braunen Glacé nicht verschlissen, habe mich nur amüsiert an diesem immer sich wiederholenden Applaus.

Allerdings war das Publikum auch nicht ein besonders vornehmes: Arbeiter und Handwerker, Ladenfräuleins und Hausangestellte und einige bekannte Köpfe, die der Dekoration wegen ja immer dabei sind. — — —

Ich sah mir das redselige Fräulein einmal von der Seite an und mußte auf die wenigen Zähne, die mir bei meinem Alter noch geblieben sind, beißen, sonst wäre ihrem Gehege das böse Wort entschlüpft: Du Backfisch!

Die beiden Dämchen stiegen aus. Ich aber dachte bei mir: Das ist die junge Welt. Für mein Leben gerne hätte ich gewünscht, das Zeugnis einmal zu sehen, das ihre Hauptlehrerin oder die der höheren Töchterschule dieser Naseweisen bei ihrem Abgang aus der Schule ausgestellt haben. Vielleicht würden sie laut auflachen, wenn ich ihnen sagte, wie diese gute Erna sich eben in der Elektrischen als große Philosophin und feine Kritikerin aufgespielt habe. Und das ausgesprochen gerade die Erna! Die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Ein Geschlecht von großsprecherischen, unbescheidenen und dabei dummen weiblichen Banausen wächst heran.

Man erstickt heute fast in religiösen, politischen, Kunst- und wissenschaftlichen 2c. Vorträgen. Nur über den Besuch der Predigten hat man fast überall zu klagen.

Wir gehören nicht zu den Schwarzsehern. Es gibt noch viel gutes christlich-frommes Leben, auch gerade in großen Städten wie Köln, fromme brave Frauen und Jungfrauen in allen Kreisen. Auch sie gehen wohl hier und da in einen außer der Kirche stattfindenden Vortrag, zumal wenn er charitativer Art, oder die speziellen Interessen der Kirche berührender Art ist. Bei denen ist die oben genannte Erna nicht zu suchen. Aber neben dieser läuft eine andere, genußsüchtige, das Effektvolle, das Neue, das Romantische, Sentimentale, Mystische liebende Damenwelt. Sentimentale Plakate in roten, blauen, gelben, grünen Farben locken an. Und vielfach geht diese junge Damenwelt wahllos hin. Sie ist zu finden in gelehrten apologetischen oder nach Mystik schmeckenden religiösen Vorträgen, wie in denen des Theosophen Steiner, in denen der Okkultisten und Spiritisten und in solchen, worin die Nähe des Weltendes verkündet wird. Sogar für Dante tut die junge Welt begeistert. Dabei werden Lichtspiele und Theater, und wenn ein Zirkus kommt, auch dieser nicht vernachlässigt.

Das alles nehmen die kleinen Köpfe ungeordnet, unvorbereitet, unvorgebildet auf. Daß sie dann, wie ein Magen, dem man Hummer und Mayonnaise, Kohl und Kappus, Leber- und Blutwurst, Marmelade, Sahnetörtchen und Pralinees unterschiedlos und in Menge zugeführt hat, revoltiert und allerhand grünes Zeug von sich gibt, nun auch so, wie wir eben in der Elektrischen hörten, sich expektorieren, kann nicht Wunder nehmen.

Schon der Prophet Jeremias hat einmal gesagt: Es sehe so traurig in der Welt aus, weil niemand nachdenke in seinem Herzen, und ein neuerer Schriftsteller meint mit Recht: „Die Welt tut nichts als Schwatzen, und was sie schwatzt, ist vielfach das dummste Zeug" und Thomas von Kempen hat Recht, wenn er zur Warnung sagt: „Je mehr du unter die Menschen gehst, desto weniger kommst du als Mensch zurück." Daß aber unter unseren Leserinnen sich keine solche Erna findet, davon sind wir überzeugt. Junge Damen derart sind Großstadtgewächs, neben dem aber auch viele kräftige und gesunde Stauden wachsen.

Frömmigkeit.

Von der Frömmigkeit ist schon gar vieles geschrieben und gepredigt worden. Deshalb ist auch dasjenige, was ich dieser Tage in einem schönen Buche darüber las, eigentlich nichts Neues, aber es mutete mich um deßwillen so sehr an, weil es mir eine treffliche Hauskost dünkte für das Leben der Christen in der Welt. In jenem Buche stand folgendes: 1. Jede Frömmigkeit, die sich nicht

mit den berechtigten Standespflichten verträgt, ist eine falsche Frömmigkeit; 2. der ungeordnete und übermäßige Eifer sucht nur allzu oft die eigene Ehre, und nicht die Ehre Gottes; 3. die Erfüllung von Standespflichten ist der erste und rechte Gottesdienst.

Das sind wahrhaft goldene Regeln; denn fromm sein heißt vor allem: fromm leben. Jene Grundsätze sind übrigens notwendige Folgerungen aus dem einen bedeutsamen Grundsatze, den schon der Katechismus über die Zweckbestimmung des Menschen an die Spitze stellt: „Der Mensch ist auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen." Möglich ist dies nur dann, wenn die göttliche Vorsehung uns auch den Weg dazu zeigt, und alsdann den Beistand gewährt, diesen Weg zu vollenden, d. h. uns die Gnade dazu gibt. Der Beistand fehlt nun keinem; denn die hl. Schrift sagt: „Gott gibt jedem seine Gnade!" Der Weg aber ist der Berufsstand. In ihm dienen wir dem lieben Gott, weil er uns diesen Dienststand angewiesen hat, und in ihm lieben wir auch Gott, wenn wir unsere Standespflichten getreu erfüllen. Besteht doch die Liebe Gottes vor allem darin, daß wir seinem heiligen Willen unser Tun anpaßen; sein Wille geht aber dahin, dem gerecht zu werden, was der Berufsstand mit sich bringt.

In diesen Wahrheiten, die schlicht und einfach einem jeden vor Augen treten, für die es keiner gelehrten Beweise bedarf, die vielmehr eine vom christlichen Glauben erleuchtete Vernunft als etwas Selbstverständliches erkennt, ist für viele, die in der Welt leben, eine ernste Mahnung, aber auch ein großer Trost enthalten.

Nur allzu häufig zieht nämlich manche die Uebung der Frömmigkeit von dem richtigen Wege ab, so daß sie die Standespflichten hintansetzen, oder gänzlich vergessen. Sie meinen, der liebe Gott verlange und bedürfe eines intimeren Verkehrs, als das tägliche Wirken und Schaffen, und sie können sich deshalb gleichsam nicht genug tun im Beten und Betrachten, im Besuch des Gottesdienstes und in der Häufung frommer Andachtsübungen.

Indessen, so haben nicht einmal die Heiligen gedacht und gehandelt, die vielmehr in der Erfüllung ihrer Standespflichten die Leiter zum Aufsteigen in der Vollkommenheit erblickten.

Und ist es nicht im Grunde genommen wahr, daß jene Frommen sich über ihre Gesinnungen täuschen? Sie wollen etwas Besonderes haben, angeblich für den Verkehr mit dem lieben Gott, in Wirklichkeit aber für sich, für ihre eigenen Gedanken und Empfindungen, in denen sie die Frömmigkeit eingeschlossen glauben. Wenn dies nun auch nicht gleich zum Hochmute über andere ausartet — die Gefahr liegt nahe — so findet sich darin doch ein gut Stückchen Selbstsucht, die mit der Ehre Gottes nicht zu vereinbaren ist.

Den Demütigen gibt Gott vor allem seine Gnade, und ein einfaches Gemüt, schlicht und treu auch im Kleinen und Alltäglichen, ist ihm sicher lieber. Drum mögen alle, welche in ihrem Beruf das Kleine und Alltägliche gewissenhaft leisten, voll des Trostes sein über die Erfüllung ihrer Pflichten auch gegenüber dem lieben Gott. Er weiß ja und sieht es, wie vieler Anstrengung und Entsagung es bedarf, um treu den Weg zu gehen, den er den Einzelnen angewiesen hat. Er weiß, wie unter der Last und Sorge des täglichen Lebens das Herz manchmal erdrückt wird, und wie dann der Wille durch Ueberwindung veredelt und seinem heiligen Willen gleichförmiger gemacht wird. Der berufstreue Christ trägt ja alles dies im Aufblick und zur Ehre Gottes. Er ist zufrieden mit seinem Lose, ja, er dankt dem lieben Gott, daß er es so hat, wie es ist, und daß er es immer noch besser hat, wie mancher andere. Und das ist ein wahrer und rechter Gottesdienst.

Das Kornfeld.

Landschaftliche Reize sucht man kaum, wenn man von Köln nach Neuß fährt. Da gibts keine Berge und Täler, keinen Fluß, keine großen Wälder. Alles ist in dieser Zeit nur ein großes Kornfeld eine gewaltige Getreideflur. Allerdings, könnten wir mit den Augen des Landmannes, der in diesen Halmen die Frucht seines Fleißes und seines Schweißes aufwachsen sieht, die Fluren betrachten, dann wäre jedes Kornfeld ein Gedicht und die ganze Fahrt eine der poetischsten, die sich denken ließ. Nun aber sind wir so gewohnt, wenn wir von Natur und Naturschönheit reden, nur an reine, von Menschenhand unberührte Formen der Landschaft zu denken. Und gewiß, eine Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie scheidet sich Feld von Feld. Nichts anderes ist in dieser bunten Mosaik, in dem schachbrettartigen Getäfel, zu dem die Ackerstreifen sich zusammensetzen, sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes. Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der Wälder, von ihrem Busen das glitzernde Geschmeide der Wiesen; Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreidefeldern mitnimmt. Der Gedanke an die Notdurft des Lebens, ist's, der ihn begleitet und festhält.

Gleichwohl ist das Kornfeld nicht ohne alle Poesie. Wenn wir die Rose, die Lilie, überhaupt die Blumen, schön nennen und in Gedichten gepriesen finden, warum nicht auch den Halm? Ist's nicht schön, wenn das Körnchen im Frühling, im Schoße der Erde von der Sonne ausgebrütet, seine Hülle sprengt und nun das erste grüne Blättchen aus der Erde schaut? — Nicht schön, wenn man nun von Woche zu Woche beobachten kann, wie bald der Halm mit saftigen Röhren hervorsteigt? Und wie nun die Lerche kommt, in die grünen Sprossen ihr Nest zubauen und darüber unermüdlich ihr Lied, das sich anhört, wie Kinderlaute, klingen zu lassen, und das früh und spät, im Morgen- und Abendschein, unter Regenschauer und Windesrauschen? Ist's nicht schön, aus dem Korn zu hören am Abend der Wachtel munteren Schlag, „bück den Rück", das Feldhuhn darin laufen, die Häschen darin springen zu sehen?

Und nun endlich kommen aus dem Halm die Aehren hervor, die die Speise des Menschen tragen. — Und wie schön ist ein solches Halmenfeld, wenn es, wie ein stiller Wald träumend dasteht in der stillen, glühend heißen Luft, oder wenn der Wind kommt und eine liebliche Wellenbewegung mit dem wundersamsten Farbenspiel in dieses Halmenheer bringt.

Und was flüstern dann diese schwankenden, wiegenden Halme? Was spricht in diesem Rauschen, in dem es immer wie ein verborgenes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Gottessegen, der nun wieder aufgetan ist für so viel sorgende, hoffende Menschenherzen — sie singen den Antiphon der Liebe dessen, der da alles, was da lebt, erfüllt mit Segen. Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des himmlischen Vaters, von dem es beim Psalmisten heißt: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit."

Gedanken beim Ernteschnitt.

Das Korn ist reif. Der kleine Ackersmann haut mit der Sichel die Halme ab, der reiche Gutsbesitzer läßt seine mit zwei oder drei Pferden bespannten Mähmaschinen durch die Kornfelder fahren und Schwaden um Schwaden niederlegen.

Für jeden Bauer eine schöne, für den christlich gesinnten Bauer auch eine verantwortungsvolle Zeit. Beschert ihm der liebe Gott einen guten Schnitt, füllen sich seine Schober und Scheunen, so möge er sich dessen nicht überheben und nicht denken, wie der reiche Bauer im Evangelium, dem das Feld auch reichliche Früchte gebracht hatte und der neue größere Scheunen bauen und zu seiner Seele sagen wollte: „Jetzt iß uns trink und laß es dir wohl sein!" „Du Narr," sagt der göttliche Heiland, „diese Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern und wessen wird dann sein, was du bereitet hast?"

Schlag darum deinem Korn, deinem Weizen, deinen Rüben und Kartoffeln keinen Kram in deinem Herzen auf, d. h., hänge nicht dein Herz daran und denke nicht, du könntest jetzt, wo so viele darben müssen, essen und trinken, es dir wohl sein lassen, die teuersten für bäuerliche Verhältnisse nicht passenden Anschaffungen und unverantwortliche Ausgaben an Genüssen und Vergnügen machen! Willst du undankbar gegen den Geber alles Guten sein der doch, wenn er dir reichlich das Korn wachsen läßt, von dir erwartet, daß du in den teuren Zeiten an diejenigen denkst, denen das tägliche Brot nicht wächst, sondern die es kaufen müssen?

Siehst du dort die schwarze Wolkenwand, hörst du nicht das ferne Grollen des Donners, wie der Wind sich hebt, siehst du nicht der Blitze Zucken? Was dann, wenn über kurz die Hagelschlossen vom Himmel prasseln, all deinen Erntesegen vernichten und dir jeden Wucher unmöglich machen? Ob du dann wohl zum Nachdenken kommst?

Erinnerst du dich nicht des Evangeliums vom vorigen Sonntag, wo der göttliche Heiland mit wenigen Broten die Menge hungriger Menschen sättigt, und du wolltest nicht mit der Menge Getreide, aus dem man viele Brote backen kann, auch den Vielen durch nicht allzuhohe Preise die Möglichkeit geben, das von Gott erflehte tägliche Brot sich zu verschaffen?

Wie viele arme Leute müssen oft bitteren Hunger und Mangel leiden, weil diejenigen, die in ihrem Handel ein reiches Geschäft oder auf ihrem Acker eine reichliche Ernte gemacht haben, in ihrem eigenen Uebermut und Wohlleben, mit einem Herzen ohne Erbarmen und Verständnis für die Not der Zeit nicht der Armut gedenken, oder, weil sie durch zu große Freude am Besitz Geizhälse geworden sind und gar die Hand zuhalten können, einem armen bittenden Menschenkinde gegenüber, dem der Hunger aus den Augen schaut. Wehe dem, der die Not des Nächsten zu seinem Gewinn mißbraucht!

Gerade zur Schnittzeit soll der Landmann bedenken, was für ein heiliger und göttlicher Wucher das sei, wenn man von einem Körnlein, das in die Erde gesäet wird, 30, 60, ja 100 Körner wiederbekommt. Das heißt durch Gottes Freigebigkeit nicht 5 % von 100, sondern 100 von 1 % rechnen.

Wenn nun Gott so freigebig und gut gegen uns ist, so sollen wir nicht hart gegen die Dürftigen sein. Der verdient weder als Ackersmann auf dem Felde, noch als Kaufmann im Laden, noch als Fabrikbesitzer in seiner Fabrik den Segen Gottes, d. h. einen großen Gewinn, wer mit diesem seinem Erwerb nur immer seinen eigenen Gewinn sucht und wo er leiht und gibt, dies weniger aus Barmherzigkeit und Liebe tut, als um einen doppelten und dreifachen, ja zwanzig- und dreißig-, ja fünfzigfachen Gewinn daraus zu ziehen.

Auch das Leben ist eine Saat. Wir alle sind Aehren in Gottes Garten. Und einstens kommen die Engel, die Schnitter, uns abzumähen. Wie glücklich sind wir dann, wenn die Aehren unseres Lebens gefüllt sind mit Werken der Güte, Liebe und Barmherzigkeit, und wir dann beim schönsten Ernteschnitt, gesammelt werden in die himmlischen Scheunen des ewigen Lebens!

Da wird ein ganz anderes Frohlocken, Jubilieren und Jauchzen sein, als bei dem jetzigen bäuerlichen Ernteschnitt gesehen wird, wie dann auch die guten Menschen, die Liebe und Barmherzigkeit geübt, im Himmel schönere Kränze auf ihren Häuptern tragen, als unsere Mäher, wenn sie in den Schnitt ziehen oder ihn vollendet haben.

Die Tochter von Oberbühl.

19 Von Jakob Frey.

Diese Hoffnung auf ein Wiedersehen schien jedoch schnell wieder zu verschwinden. Schon in wenigen Tagen zeigte es sich deutlich, daß das Militär nicht hergekommen sei, um den Krieg zu beginnen und das Mißgeschick der Freischaren zu rächen, wie man gewünscht, aber auch befürchtet hatte, sondern vielmehr um den Krieg zu verhindern und die Leidenschaft der Grenzbevölkerung niederzuhalten. Das fühlten oder